

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 2

Artikel: In der Andreasnacht
Autor: Anzengruber, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie den Dingen nicht auf den Grund gehen, zurückstehen. Nicht immer begreift die Umgebung, daß die wirkliche Wißbegier, der eifrig suchende Verstand längere Zeit zu seiner Entwicklung braucht, als die Leichtfertigen, die mit ihrem Urteil rasch fertig sind, weil sie alles, auch das Vernein, auf die leichte Achsel nehmen.

Es bedarf eines liebevollen Erforschens, um einem rückständigen Kinde die richtige Beurtei-

lung zu teil werden zu lassen, um zu verhüten, daß Fehler begangen werden, die dem Kinde das Fortkommen erschweren. Vorsicht ist immer am Platze, bevor man ein Kind für unbegabt erklärt. Und auch tröstlich zugleich ist die Gewißheit, daß der scheinbaren Unbegabtheit bei Erkennung der Ursache des Übels sehr wohl durch geeignete Maßnahmen entgegengewirkt werden kann.

In der Andreasnacht.

Eine Geschichte von Ludwig Anzengruber.

Einen grundg'scheiten Buben hatte der Hainfelder Niklas auf seinem Hofe aufwachsen, schade, daß dem sechs Jahre alten Knirps vor anderthalb Jahren die Mutter gestorben war; es betrückte den Bauern gar sehr, daß sie, die sich doch rechtschaffen über das Kind hätte freuen müssen, das nimmer erlebte.

Bald nach dem Tode der Bäuerin war eine kreuzbrave Dirn' auf dem Hofe in Dienst eingestanden und hatte sich bei dem kleinen Niklas recht einzuschmeicheln gewußt, auch der große war ihr nicht abhold, denn er mußte sich's gestehen, wenn er so die Stasi über die Wege laufen sah, nie müßig und allezeit nett, daß sie nicht nur eine kreuzbrave, sondern auch mudelsaubere Dirn' sei.

Er war erst achtundzwanzig Jahre alt, der Bauer, also noch in einem Alter, wo die Neugierde, was ein junges Frauenzimmer seinerseits von ihm halte, ebenso gerechtfertigt, als von einem gewissen angenehmen Interesse war, ohne daß man heidteilig oder andermärtig irgendwelchen Arg dabei zu haben brauchte.

Die Menschen halten sich jedoch selten an das, was sie brauchten oder nicht brauchten, und tun gewöhnlich ein Übriges über den Bedarf. Beschränkten sich die anfänglichen Beziehungen zwischen dem Bauern und der Magd auf die lächelnde Anfrage: „Ob sie ihn scheuen tät' und wie er bei ihr in der Gnad' stünd'?" und auf die lachende Antwort: „Er sah' just nit zum Fürchten aus und brauche nit auf ihre Gnad' anz'steh'n," so machten doch die Leute unliebsame Glossen darüber und ließen etwas von „Dirnbeschwätzen" und „Männerfangen" fallen.

Der Bauer murrte darüber: „Daß einem die Leut' nie kein Gutes nit gönnen" und die Anastasia war sehr übel auf die Welt zu sprechen: „die von einem nit anders denkt, als wie sie selber schlecht sein thät'." Sie dachte daran, dem

Bauern den Dienst aufzusagen; er sprach ihr zu, an kein so dummes Gered' sich zu kehren, und schließlich wurden sie eins, da sie sich doch nicht einmal in Gedanken ein Unrecht vorzuwerfen hätten, daß sie's nun just dabei belassen wollten, wobei's war und wobei doch wirklich nichts war, dessen sie sich vor Gott und sich selber, geschweige vor der Welt hätten schämen müssen.

Die Welt hatte somit durch ihre abträglichen Äußerungen der Sache nur Vorstoß geleistet und nachdem sich der Hainfelder und die Anastasia miteinander im Bunde gegen diese böse Welt wußten, schlossen sie sich gegenseitig schon etwas näher aneinander, sie standen, so zu sagen, Rücken an Rücken wider sie und wehrten sich vorläufig jedes für sein Teil.

Eine Weil' schien es auch, als schafften sie sich in solcher Abwehr hinlänglich Raum, um ihres Willens und ihrer Entschliefungen Herr bleiben zu können, aber mit einmal unternahm der Feind — die böse Welt und die schlechten Leut' — einen kombinierten Angriff. Wollte man sie früher auseinander haben, so suchte man sie jetzt zusammen zu drängen und es ihnen so enge zu machen, daß sie entweder das Weite suchen, oder sich gefangen geben mußten. Man fragte: „Was soll daraus werden? Und wenn ihr zusammenhalten wollt, will d' lebfrische Anastasia einen Witiber mit einem Kind nehmen und der Hainfelder ein blutjung's Ding seinem Kind zur Stiefmutter geben?"

Was die beiden Leuten auch im stillen geträumt und geplant haben mochten, die Frage auf den Kopf zu verstimmt sie doch. Mochten sie ans Zusammenhalten gedacht haben, aber daß dieses jetzt von gegnerischer Seite gefordert wurde, das verblüffte sie und machte sie mißtrauisch dagegen. „Zu nit Gutem raten einem die Leut' nit," dachte der Bauer. „Wär's a Glück, möchten s' mich nit dazu bescheiden, son-

dern mir's neiden," meinte die Dirn' und sie fragte sich auch ernstlich, ob sie als Weib des großen Niklas dem kleinen so gut werde bleiben können, um ihm eine rechte Mutter zu sein? Und der Hainfelder gestand sich zu, wie lieb ihm die Dirn' auch sein könne, 's wär' doch eine schwere Sach', seinem Kind eine Stiefmutter zu geben.

Von dieser Seite betrachtet, da mit einmal die Empfindung vor der Erwägung zurücktreten sollte, kehrte ihnen ihre Lage doch ein gar ernstes Gesicht zu. Beide fühlten sich ihrer selbst und des andern Teiles nicht ganz sicher, sie begannen sich einander auszuweichen und eine gewisse Genugtuung darin zu fühlen, daß sie nichts merken lassen und noch weniger Red' gehabt hätten, was unter ehrlichen Beuten binden und verpflichten konnte, denn Unehrllichkeit hielten sie beidseitig und gegenseitig von allem Anfange an für ausgeschlossen.

So kam es denn, daß eines Tages die Magd vor den Bauern hintrat und ihm den Dienst auf sagte und er dies als etwas Vorausgesehenes hinnahm und nur ein paarmal lachte mit dem Kopfe nickte, als wollte er sagen: „Wußt's ja eh, was kommt. Hast recht, denkst brav!“

So sollten die beiden nur mehr bis zum nächsten Frühjahr zusammen bleiben, dann ging die Stasi vom Hofe hinweg und der große und der kleine Niklas blieben darauf zurück und war alles, was etwa hätte sein können, für immer und allezeit vorbei.

So kam der 30. November, der Andreastag, heran. Derselbe Tag unterscheidet sich, was seine lichte Hälfte anlangt, von keinem der unangestrichenen im Kalender, anders verhielt es sich jedoch mit der Andreasnacht; in dieser konnte ein Mensch, wenn es ihn gelüstete, den Schleier der Zukunft lüften und einen Blick dahinter tun und im voraus wissen, was ihm bevorstand; es gehörte aber immerhin einiger Mut dazu, da dem Übel, das ihn etwa bedrohte, durch nichts vorzubeugen war.

In der Nacht des heiligen Andreas wurde, wie in jener des heiligen Eilbester, Blei gegossen; man ließ dasselbe auf einem blechernen Rößel über der Kerzenflamme zerlaufen und goß es in eine Schale kalten Wassers; aus den Formen, die es im Erstarren annahm, schloß man auf die künftigen Ereignisse. Sah der Bleiklumpen einem Totenkopfe oder einem Grabhügel gleich, so deutete das auf ein Versterben innerhalb Jahresfrist; bildete er einen Ring, so war in gleichem Zeitraum die Vermählung zu gewärtigen, auch

ein bleiernes Wickelkind ließ dieselbe Auslegung zu, doch sollen manche Dirnen sich zu ihrem Schaden überzeugt haben, daß für diesen Fall der Ring das verlässlichere Zeichen wäre, obgleich sie nicht in die Lage kamen, im allgemeinen die Untrüglichkeit des Orakels anzuzweifeln. Ein Stab, ein Bündel auf dem Grunde der Schale kündete das Verlassen des Heimatortes oder Verarmung an, denn es konnte ebensogut Wanderstab und Reisefack, als auch Bettelstab und Betteltasche gemeint sein. Überhaupt gehörte viel Einbildungskraft dazu, aus dem zerfahrenen Bleiklumpchen eine Ähnlichkeit mit dem oder jenem Gegenstande herauszufinden, und läßt wohl jedes davon eine verschiedenartige Deutung, und jede Deutung mehrere Auslegungen zu, wobei sich immer nur die Gemütsart des Neugierigen verraten wird, der Aufschluß über die Zukunft verlangte. Die Trübsinnigen werden nichts Gutes und die Leichtmütigen nichts Übles herausstifteln. So behaupteten die Knechte eines alten Bauern, derselbe habe ein Geweih gegossen, er aber betrachtete es für isländisches Moos, was bekanntlich einen guten Brusttee gibt, und hielt dafür, es wäre ihm bestimmt, von seinem Lungenleiden im nächsten Jahre schon zu genesen, und diese Hoffnung verhalf ihm zu solcher Widerstandskraft gegen die Krankheit, daß er es noch erlebte, sein liederliches Weib begraben zu können.

Die meisten Dirnen aber wenden sich in ihrer Hauptangelegenheit und Lebensfrage geradezu an den heiligen Apostel. In stiller Mitternacht setzen sie den Fuß auf den Staffel des Bettes und sagen dazu das Sprüchlein her:

„Bettstaffel, i tritt dich,
Heiliger Andreas, i bitt' dich,
Zeig mir mein' Mon!“

Erhörte der Heilige diese Anrufung, so zeigt sich entweder der Zukünftige, oder gibt sich auf irgend welche Weise kund; dabei sollen sich jedoch zumeist jene Dirnen enttäuscht fühlen, welche erwarten, einen, auf den sie schon ein Auge geworfen haben, lebhaftig erscheinen zu sehen, denn für gewöhnlich stellen sich weder Erwartete, noch Unerwartete in Person ein; es ist aber auch ein unbilliges Verlangen, daß sich der Heilige mit beliebten oder beliebigen Bauernbengeln abschleppen soll, um sie an Ort und Stelle, manchmal einen zugleich an zwei Orte und Stellen, zu schaffen! Nur wenigen, die gleich heißen Herzens wie Kopfes sind, soll es vergönnt sein, „ihn“ im Bilde zu sehen, dafür zeigen sich solche Be-

günstigte um so befriedigter, denn entweder ist das Bild eine Abspiegelung dessen, das sie schon im Herzen tragen, oder ein Abklatsch desjenigen, das sie erst im Köpfchen träumen und das in der feineren Mundart der Liebe Ideal genannt wird. Weniger phantasiereiche und heißblütige Naturen begnügen sich mit einer einfachen Rundgebung und finden sich mit derselben trefflich zurecht. Da ist jeder an einem unrichten Orte vorfindliche Gegenstand von Bedeutung; das Dirnlein, das eine Brotrinde auf dem Fensterbrette entdeckte, sähe dadurch, was ja so nahe liegt und ganz natürlich ist, die künftige Bäckerfrau vorbedeutet und die Werbung des Schreiners im Ort wäre aussichtslos, könnte er nicht hinter das Geheimnis kommen und die Spröde aufklären, daß gerade erst dann, wenn sie ihn heirate, alles seine Richtigkeit hätte; denn er heiße Beck und sie würde dann Beckers Frau, oder kurzweg die Beckin.

Auch Hundegebell hat, nachdem die obige Anrufung geschehen ist, etwas Prophetisches, denn in der Gegend, woher es schallt, liegt das Heim des künftigen Gatten. Wenn sich aber, wider alles bessere Erwarten, gar nichts rührt, sich nichts blicken und hören läßt, so braucht man trotzdem das Vertrauen auf St. Andreas nicht zu verlieren und kann noch immer auf einen Traum hoffen, der sich vor Tagesanbruch einstellt und alle gewünschten Aufschlüsse bringt.

Dieses sogenannte Bettstafeltreten war im eigentlichen Sinne allzeit nur in Gegenden möglich, wo man noch, der Altväter naiver Anschauungsweise folgend, das Bett als das vornehmste Hausgerät auszeichnete, indem man es über alles andre erhöhte und auf einen Staffeln stellte; indessen haben sich auch anderwärts, wo es landes- und ortsüblich war, das Bett auf den ebenen Estrich zu stellen, die Dirnen die Anrufung des heiligen Andreas nicht nehmen lassen, und da es keinen Bettstafeln zu treten gab, sich anderweitig beholfen, ihr Sprüchlein begann: „Bettspind, i tritt dich,“ also die Bettspinde, die Bettlade war es, die sie traten.

Bei den alten Möbelstücken wußte man eben Rat, betrachtet man dagegen die modernen Bettstellen, ohne Staffeln und Lade, so könnten einem die armen Mädchen Leid tun, welche die gleiche, begreifliche Neugierde plagt, wie dermal einst ihre Mütter; andererseits muß es jedoch jeden Menschenfreund erfreuen, dem Aberglauben wieder ein paar Requisiten entzogen zu sehen. Freilich hat jedes Ding zwei Seiten und

die Männer gönnen den Weibern nebst allem guten Glauben auch noch allen Aberglauben dazu, weil sie meinen, es wär' nicht abzusehen, wohin es käme, wenn die einmal freigeisterrisch dächten und sich einbildeten, nicht das Genommenwerden sei ihr Los, sondern das Nehmen ihr Beruf.

Noch gab es eine bescheidene Art, die Zukunft zu entschleiern, wobei sich zwei Leute, mochten sie sich nun im stillen oder erklärt lieben, wohl des Segens der Nacht des heiligen Apostels theilhaftig machten, aber weder dessen persönliche Mitwirkung verlangten, noch weitgehendere Aufschlüsse begehrten, als den einen: ob sie sich bekämen?

Von dieser Draferei soll später die Rede sein, um der Erzählung, in welche sie hineinspielt, nicht vorzugreifen.

Schon beim Frühstück hatte der Hainfelder die Anastasia gefragt: „No, wirßt heunt nacht wohl Bettstafeln treten?“ Er blinzte dabei mit den Augen und zog den Mund breit; denn wenn ein Mann solche Dinge zur Sprache bringt, so steht ihm ein überlegenes Lächeln gut zu Gesicht.

„Fallt mer nit ein,“ erwiderte die Stafi.

„Ei, warum nit?“ fuhr der Bauer fort. „Vielleicht meldet sich a Braver.“

„Vielleicht aber a a Schlimmer,“ sagte die Dirne. „Falls mir überhaupt einer bestimmt sein tät', käm' ich seinerzeit ihm nit aus und er mir nit, und muß mer sich gleichsam ung'schauter nehmen, so lass' ich's bis af d' Letzt ansteh'n und verlang' mer gar koan' vorherige Bekanntschaft. Is eh', glaub' ich, g'scheiter, mer fragt koan'm nit nach, je weniger mer sich um d' Moner bekümmert, je leichter kriegt mer oan'n. Schließlich richt't mer's ja a ohne oan' solchen und dö nit g'fällt, braucht sich a nit g'fallen z' lassen.“

Mittags bei Tisch meinte der Bauer, diesmal das überlegene Lächeln beiseite lassend: „Dass sollt'n mer doch unternehmen: Bleigießen! Wo mer eh' 's nächste Jahr nimmer beinand' sein werd'n, wußt' mer doch a jed's, was oan'm jeden von uns bevorstund', schon im voraus beim Auseinandergeh'n und wär' mer beruhigter. Sm?“

„Ei, laß mich aus,“ schmolte die Dirne, „ich verlang' mir koan Zukünftig's z' wissen. Was nußt's denn a? Wenn mer a Leid af'm Weg wußt' und daß ihm nit ausz'laufen is, sterbet man schon im vorhinein vor Angst und von

oaner vorherg'wüßten Freud' gang' oa'm d' Halbscheid verlor'n. Dös sein lauter so fürwitzige Sachen."

Da nickte der Bauer nachdenklich mit dem Kopfe und schwieg.

Er hatte sich keine Rechenschaft gegeben, als er der Dirne das Bettstafeltreten zumutete und hierauf das Bleigießen vorschlug, was er eigentlich bei dem einen oder dem andern herauskommen zu sehen hoffte oder fürchtete. Hoffte er, selbst der sich anmeldende Zukünftige zu sein, oder fürchtete er von einem andern zu hören, gönnte er einem recht Braven die Stasi und dieser jenen, oder wünschte er, daß durch das Unterbleiben jeglicher Anmeldung die arme Dirne dem Altjüngferntum überantwortet erscheine? Erwartete er Aufschlüsse über die Zukunft, welche die Stasi in der Fremde ihr Glück finden ließen, oder solche, die ihr wenig davon in Aussicht stellten, sobald sie dem Hause den Rücken gekehrt haben werde?

Er ließ sich hierüber in keine Gewissensforschung ein, aber er war doch ehrlich genug, sich zu gestehen, daß er die Dirne keinem andern gönnen möge, noch sie im Glücke denken könne, ohne den lebhaften Wunsch, daran Teil zu haben! Wozu denn also die bildsaubere, kreuzbrave Dirn' ziehen lassen? Warum sie nit selber nehmen? Daher verlangte es ihn, diemeil sie noch zu halten und zu nehmen war, nach einer günstigen Vorbedeutung, nach einem Fingerzeig für ihrer beider Zusammengehörigkeit, wie ihn die Andreasnacht bringen konnte und vor welcher Rundgebung die aufdringlichen Skrupel und Zweifel samt und sonders verstummen mußten.

Schien auch die Stasi nicht viel von derlei Drakeln zu halten, so stand doch zu erwarten, daß sie einem offenbaren Schicksalschluß, der sie in Ehren am Orte verbleiben hieß, nicht ungern sich fügen werde.

Der Bauer spintisierte, bis die Dunkelheit anbrach und noch darüber hinaus und in diese hinein. Er saß sehr duschig und kleinlaut beim Nachtmahl, sah oft nachdenklich nach seinem Buben, den die Leni, eine Magd, die im Hause alt geworden war, auf dem Schoße hielt; und als die beiden Knechte hinweggingen, um ihre Schlafstellen aufzusuchen und Stasi sich erhob, um gleichfalls gute Nacht zu bieten, da faßte er die Dirne an der Hand und sagte, diesmal wieder lächelnd, aber es sah etwas blöde aus: „Hör, Stasi, ganz unprobiert sollten wir die heut'ig'

Nacht doch nit vorübergeh'n lassen. Versuchen wir's mit 'm Außschal'n'schwimmen. Es is wohl nur so a G'spaß, aber mer wußt' doch, woran mer is."

Da lächelte die Stasi. „Du bist doch a kindischer Ding, Bauer. Berred'st selber so vorwisserisch's Veranstellen als a Dummheit und kannst 's frei nit erwarten, daß d' 's ins Werk richt'st." Sie zuckte mit den Achseln. „übrigens, tu, was dich g'freut! Ich red' dir nit ab, no zu; scheint mir, es möcht' eh' nix helfen."

Der Hainfelder ging in die Küche, langte eine große Schüssel vom Geschirrständer, füllte sie bis zum Rande mit Wasser und setzte sie auf den Tisch; dann brach er eine Ruß auseinander, entfernte sie, schabte beide Schalen mit einem Taschenmesser rein und klebte in jede ein Wachskerzenstümpfchen hinein, so daß sie sich wie winzige Schiffchen mit einem Masten ausnahmen.

Angeichts dieser Vorbereitungen ließ sich der kleine Niklas nicht länger von der alten Leni zurückhalten, er legte sich mit dem Oberkörper platt auf den Tisch und reichte mit der Nase fast an den Rand der Schüssel.

Der große Niklas brannte die Wachskerzen an, während er dem kleinen auf das strengste einschärzte, sich nicht zu rühren und den Atem an sich zu halten, damit er nicht den Tisch stoße oder ihnen gar in die Schüssel „pfnause".

Andererseits bedeutete die alte Leni dem Knaben: „Siehst, mei Büberl, wonn dö zwoa Schifferln af anander zuschwimmen und sich Seit' an Seit' z'samm'hängen taten, dann kām' die Stasi nit fort von uns, bleibt' beim Bodern und möcht' dein' Mutter sein."

Der kleine Niklas blinzte über die Schüssel weg, die Stasi freundlich und fragend an. Was so ein kleiner Kerl zu gucken weiß? Sie fühlte ihre Wangen brennen.

Da drehte sich das Krausköpfchen und fragte über die Achsel: „Und wann d' Schifferln nit z'samm'schwimmen taten?"

„So, mein, dann, dann war's halt nix," antwortete die Alte, „dann war's mit all'm nix nüt!"

Nun wurden die beiden Schiffchen mit flammenden Masten, jedes von andrer Seite, eine Handbreit vom Rande der Schüssel, in das Wasser gesetzt; sie regten sich anfangs kaum merklich, dann schienen sie einander sich nähern zu wollen, drehten aber bald nach entgegengesetzten Richtungen bei und gingen mit zunehmender

Geschwindigkeit — eins weitaus vom andern — ans Ufer.

Der Bauer ließ den Kopf hängen und starrte vor sich auf die Tischplatte. „No, jo,“ murmelte er. Die Stasi mußte plötzlich ein Schuh drücken, denn sie rückte seitwärts den linken Fuß etwas hervor und betrachtete sehr aufmerksam die Zehenspitzen.

Beide wurden erst durch den Schrei der alten Leni: „Aber geh'st nit,“ veranlaßt, wieder aufzublicken.

Der kleine Niklas ging nämlich mit seinem Zeigefingerchen zuerst an Bord des einen Schiffchens und steuerte dasselbe in hohe See, dann holte er auf gleiche Weise das zweite vom Ufer und führte es so nahe an das erste heran, daß, als er es freigab, die beiden Fahrzeuge mit einem Ruck aneinander schlossen.

Und nun hob der Bub das lachende Gesichtchen, mit den lustigen Guckäuglein und den blin-

kenden Zähnen, und reckte das Fingerchen, mit dem er so fest das zukunftsdeutende Spiel korrigiert hatte, gegen den Vater und die Stasi aus.

„Jessa, Maria und Joseph!“ schrie der Bauer freudig auf und klatschte in die Hände, „bist du aber a grundg'scheit's Bübel, du!“ Er sprang vom Sitze, nahm das Kind auf den einen Arm und legte den andern um die Hüfte der Dirne. „Biel g'scheiter, als mir Erwachsene, gelt, Stasi? Schier hätten mir uns frei all's Glück, was mer uns doch im still'n, eins vom andern d'erwart't hab'n, da in derer dalketen Millischüssel im Wasser d'ertränken lassen! Na, na, na, dös hätt' doch wahrlich koan' Verstand g'habt. Nikerl, gib deiner Stasi-Muada a Bussel!“

Damit legte er ihr den zappelnden Buben in die Arme und fanden sich der kleine und der große Niklas, jeder nach seiner Art, in selben gut aufgehoben.

Neapolitanische Kirchenfeste.

Von Dr. Jakob Job.

(Mit 4 photographischen Aufnahmen des Verfassers.)

2. „San Giuseppe“.

In der Nacht war ein heftiger, anhaltender Regen niedergegangen; aber der Morgen erwachte heiter und klar. Das hatte San Giuseppe gemacht.

Zum erstenmal wehte nicht dieser rauhe Wind, der den schönsten Sonnenschein erkalten ließ; es war eine milde, warme Frühlingsluft. Wer trug das Verdienst? San Giuseppe!

Nach einer hartnäckigen Grippe fühlte ich mich zum erstenmal wieder so recht wohl. Wem hatte ich das zu danken? San Giuseppe!

Der Heilige Neapels ist der San Gennaro, und sein Tag ist der 19. September. Aber der liebste Heilige ist San Giuseppe, der Vater des Jesuskinds, darum der Heilige der Kinder. „San Giuseppe“ ist das Fest der Kleinen.

Auf dem engen Platz vor seiner Kirche und den Straßen, die dazu führen, stehen dicht gedrängt Stand an Stand. Ein heiterer, froher Mercato unter freiem Himmel, wie die Jahrmärkte unserer Kleinstädte. Auf die Trottoire, die Straße, mitten in die Tramgeleise stellen die Verkäufer ihre Waren. Ihnen gehört heute die Straße. Kein Wagen fährt durch, keine Elektrische.

Mit weithin schallender Stimme ruft jeder seine Herrlichkeiten aus. Inbrünstiger kann niemand seine Waren anbieten; die Anpreisungen sind die reinsten Lobgesänge.



Spielwarenstand.